

Camilla Alabor 31.1.2017, 09:00 Uhr NZZ

Woran sich Eritreer in der Schweiz die Zähne ausbeissen

Viele Eritreer sind überfordert mit dem Leben in der Schweiz. Wer es dennoch schafft, hat oft ein wenig Glück – oder einen eisernen Willen.

Camilla Alabor

31.1.2017, 09:00 Uhr

Mengis Uqbe leidet. Sein Rücken schmerzt, er sieht nur noch schlecht, langes Sitzen bereitet ihm Mühe. Dabei ist er erst 50 Jahre alt. Seine Schmerzen sind nicht nur körperlicher Art. Fast noch mehr leidet er darunter, dass ihm seine Sozialberaterin das alles nicht glaubt. Sie denkt, er wolle nicht arbeiten und erfinde das bloss. Denn der Arzt hat bisher trotz Röntgenbildern nichts gefunden, was Uqbes Schmerzen erklärt. Dabei wolle er doch arbeiten, beteuert der Eritreer. «Niemand will zu Hause



sitzen und Sozialhilfe beziehen.» Fast verzweifelt fügt er an: «Ich bin kein Lügner“

Familienvater Mengis Uqbe tut sich schwer mit den Behörden und ihren Entscheidungen. (Bild: Simon Tanner / NZZ)

Mengis Uqbe ist seit acht Jahren in der Schweiz. In Eritrea hat der sechsfache Familienvater ein Restaurant geführt, später im Militär als Chauffeur gedient. Zwei Jahre nach seiner Flucht habe er Probleme mit dem Rücken bekommen, erzählt er. Ein ganzes Jahr hat er im Spital verbracht, «pro Tag musste ich 22 Tabletten schlucken». Doch besser geworden sei es nicht.

Ohnehin fühlt sich Uqbe in der Schweiz nicht ganz wohl. Denn wo in Eritrea der Staat entscheidet, baut man hier auf Bürgersinn. Statt Autorität gilt Eigenverantwortung. Das kommt auch im Handeln der Behörden zum Ausdruck, mit denen Uqbe als Sozialhilfebezüger regelmässig zu tun hat. Die Sozialberaterin wolle seinem 18-jährigen Sohn einfach Geld überweisen, empört er sich – ohne ihn, den Vater, zuerst um Erlaubnis zu bitten. Für Schweizer Kinder möge das ja funktionieren, sagt Uqbe, nicht aber bei Eritreern. «Mit 18 Jahren ist mein Sohn noch ein Kind.» Dessen Geld zu verwalten, sei die Aufgabe der Eltern.

«Niemand will zu Hause sitzen und Sozialhilfe beziehen.»

Zu den Behörden hat Uqbe ein schwieriges Verhältnis. Er nimmt sie als Einheit wahr, deren Schaffen er nicht durchschaut und die willkürliche Entscheide trifft. Was auch damit zu tun hat, dass er nur wenig Deutsch spricht. Das Resultat sind Missverständnisse und Frustration auf beiden Seiten. In einem Bericht hat die Sozialberaterin Uqbe als aggressiv bezeichnet und notiert, dass er nicht kooperiere. Nun ist er vor jedem weiteren Treffen nervös und fürchtet sich vor dem, was als Nächstes kommt.

Fana Asefaw kennt solche Fälle gut. Die leitende Ärztin ist als Kind eritreischer Eltern in Deutschland aufgewachsen, lebt seit zehn Jahren in der Schweiz – und ist so etwas wie eine erste Anlaufstelle für überforderte Eritreer und ratlose Behörden geworden. Als Kinder- und Jugendpsychiaterin in einer Winterthurer Klinik sieht sie täglich die Hindernisse, über die Eritreer in der Schweiz stolpern.



Ärztin Fana Asefaw hilft ihren Landsleuten, die Schweiz besser zu verstehen. (Bild: Simon Tanner / NZZ)

So geht es bei ihren jungen eritreischen Patienten anfangs häufig um Probleme in der Schule. «Doch am Ende merke ich oft, dass die ganze Familie sehr belastet ist», sagt sie. Viele Eltern seien mit den Kindern und dem Leben zwischen zwei Kulturen überfordert. «Sie sind von der Flucht traumatisiert, verstehen das System in der Schweiz nicht und geben die Kinder in der Schule ab in der Hoffnung, dass die Lehrerin das Kind auch pädagogisch erzieht.» So wie in Eritrea, wo die ganze Gesellschaft an der Erziehung beteiligt ist. Doch damit begannen die Probleme erst. «Zu Hause sind die Eltern sehr streng und schlagen die Kinder auch einmal. In der Schule hingegen sind die Lehrer verständnisvoll und setzen den Kindern nur wenige Grenzen», sagt Asefaw. Mit diesen Widersprüchen kämen viele eritreische Kinder nicht klar. «Sie werden verhaltensauffällig und fliegen am Ende ganz von der Schule.»

«Das heutige System funktioniert nicht richtig.»

Fana Asefaw

Die Eltern wiederum – besonders die Männer – hadern anfangs mit der Situation, in der sie sich wiederfinden. Sie waren jahrelang auf der Flucht, haben sich nach Europa durchgekämpft und sind hier plötzlich zum Nichtstun verdammt. Ihr Status als Ernährer – ja, oft ihr ganzes Dasein – ist damit infrage gestellt. Die Frauen dagegen passen sich schneller an. Sie freuen sich über die Freiheiten, die sie hier geniessen. Über das Geld, das sie dank Sozialhilfe auf einmal besitzen. Mit einem Mal sind die Rollenverhältnisse umgekehrt. «Oft zerbrechen Beziehungen nach der Ankunft in der Schweiz», sagt Asefaw.

Zu den kulturellen Schwierigkeiten kommt die Abhängigkeit von der Sozialhilfe. Bei jenen Eritreern, die vorläufig aufgenommen wurden, haben nur 17 Prozent eine Arbeit, wie die Zahlen von November 2016 zeigen. Bei jenen, die als Flüchtlinge anerkannt werden, sind es nur wenige mehr: Dort gehen 21 Prozent einer Arbeit nach. Die tiefe Erwerbsquote bei den Eritreern ist auch deshalb von Bedeutung, weil sie die grösste Gruppe von Flüchtlingen stellen. Rund 27 000 von ihnen leben in der Schweiz.

Pünktlich wie ein Schweizer

Für Ärztin Fana Asefaw zeigen die Zahlen neben traurigen Einzelschicksalen noch etwas anderes: «Das heutige System funktioniert nicht richtig.» Nicht nur die Erwachsenen verpassten den Anschluss. «Selbst bei vielen eritreischen Kindern gelingt die Integration nicht.» Das will sie nicht hinnehmen. In ihrer Freizeit organisiert sie deshalb Kurse für ihre Landsleute. Dort diskutieren sie beispielsweise, wie man als Familie in der Schweiz lebt. Mitorganisiert werden die Kurse vom Verein National Coalition Building Institute (NCBI). Der Verein bildet Eritreer als «Brückenbauer» aus. Die Idee: Eritreer, die schon gut integriert sind, helfen ihren Landsleuten, wenn diese Probleme haben. Solche Schlüsselpersonen fehlen heute.

«Ältere Leute plaudern gern ein wenig.»

Daniel Ocbe

Einer von diesen Brückenbauern ist Daniel Ocbe. Er ist so etwas wie die wandelnde Antithese zu Fana Asefaws Patienten. Seit drei Jahren wohnt er mit seiner Frau in der Schweiz und ist, wie seine Kollegen lachend meinen, fast schon «überintegriert», so pünktlich erscheint er jeweils zu Treffen. Er spricht fließend Deutsch, macht momentan eine Vorlehre als Elektroinstallateur und beginnt im Sommer eine Lehre. In den Schoss ist das dem 26-Jährigen allerdings nicht gefallen.

Einmal in der Schweiz angekommen, wollte Ocbe Deutsch lernen. Sein Betreuer im zürcherischen Elsau sagte, es gebe für ihn nur einen Kurs vor Ort. Einmal pro Woche, zwei Stunden. «Aber das Niveau war viel zu tief», erzählt Ocbe. Er wusste, dass es in Zürich Gratikurse gibt. Für ein Zugbillett gebe es kein Budget, hiess es jedoch. Woher also das Geld nehmen? Ocbe strich sich das Mittagessen, trank einen Espresso stattdessen, ging fünf Mal pro Woche in die Sprachschule. Als er seinen Betreuer ein halbes Jahr später wieder traf, fiel der aus allen Wolken: Ocbe sprach ihn auf Deutsch an. «Da sagte er, er sehe, was er tun könne, um für die Billettkosten aufzukommen. Obwohl das vorher noch unmöglich gewesen war.»



Daniel Ocbe fühlte sich im Deutschkurs unterfordert. (Bild: Simon Tanner / NZZ)

Daneben ergriff Daniel Ocbe jede mögliche und unmögliche Gelegenheit, Deutsch zu üben. Um Leute kennenzulernen, füllte er kleine Zettel aus, die er in Coop und Migros ans Anschlagbrett heftete. Es meldete sich niemand. Besser klappte das beim Zugfahren. Er sprach sein Gegenüber auf das ekelhafte Regenwetter an, was dann zu einem Gespräch führte oder auch nicht. Seine Erfahrung: «Ältere Leute plaudern gern ein wenig.» Sein Lieblingsort aber war die Bibliothek. Dort hat er Menschen kennengelernt, die ebenfalls Deutsch lernten. Und Freundschaften geschlossen.

Ocbe's nächstes Ziel: Mithilfe von Freunden will er das Heidi-Kinderbuch auf Tigrinya übersetzen, die Sprache Eritreas. Damit er seiner dreijährigen Tochter das Buch einst vorlesen kann, «so wie die Schweizer Eltern das auch machen».

Auf gutem Weg war auch Kidane*. «Der 19-Jährige hatte eine Vorlehre als Maurer begonnen und war sehr motiviert», erzählt Ärztin Fana Asefaw. Gleichzeitig lastete aber ein ungeheurer Druck auf ihm. Die Mutter lebte in Eritrea in bitterer Armut und wartete darauf, dass ihr Sohn ihr Geld schicken würde. Seine 14-jährige Schwester war auf der Flucht und steckte in Libyen fest, von wo aus sie ihren Bruder verzweifelt anrief: Sie brauche 10 000 Dollar, sonst würde man sie entführen.

Kidane hatte selber kein Geld; brachte es aber nicht über sich, das seiner Familie zu sagen. So blieb er nachts wach, fühlte sich schuldig und wurde bei der Arbeit immer gereizter. «Als ihm der Lehrmeister einmal sagte, er solle fürs Malen mehr Farbe nehmen, schmiss er alles hin und ging nach Hause», erzählt Asefaw. Immer öfter kam er gar nicht zur Arbeit. Sein Chef verstand nicht, was in dem Jungen vorging – weil er darüber auch mit niemandem redete – und kündigte ihm am Ende. «Nun ist er erst recht orientierungslos.»

Alleine mit solchen Problemen fertigzuwerden, sei fast unmöglich, sagt Asefaw.

«Deshalb brauchen die jungen Leute eine viel engere Begleitung.» Das sei aber nicht möglich, wenn ein Berater für über 100 Fälle zuständig sei. Die Erwachsenen wiederum benötigten mehr Unterstützung, um Arbeit zu finden. «Es braucht Kulturvermittler, die ihnen das Schweizer System erklären. Und zwar nicht erst zwei Jahre nach ihrer Ankunft, sondern bereits in den Durchgangszentren.» Doch sie verlangt auch von den Eritreern mehr Einsatz. «Dazu ist es wichtig, ihnen ihre Pflichten zu erklären.» Sie spricht sich dafür aus, die Sozialhilfe zeitlich zu begrenzen und dies von Anfang an klar zu kommunizieren. Auch für die Eritreer selber sei Sozialhilfe auf Dauer entwertend: «Für die Betroffenen ist das wie betteln.»



Meheret Tesfa zeigte bei der Suche nach einer Lehrstelle Beharrlichkeit. (Bild: Simon Tanner / NZZ)

Ein grosses Unwissen bei ihren Landsleuten konstatiert auch Meheret Tesfay. So sei ihnen nicht klar, wie man eine Bewerbung schreibe. Oder dass man dafür in der Schweiz einen Lebenslauf brauche. Sie wusste es ja selber nicht, als sie vor zwölf Jahren in die Schweiz kam und bei Restaurants an die Türen klopfte mit der Bitte um Arbeit. Heute ist sie in einem Durchgangszentrum im Kanton Aargau als Kulturvermittlerin tätig.

«Eine Lehrerin sagte: Wenn ihr Schweizer kennenlernen wollt, braucht ihr einen Hund oder Kinder.»

Meheret Tesfay

Der Weg dorthin war steinig. So meinte etwa der Berufsberater, ihr Deutsch sei für eine Lehre nicht gut genug. Er könne sie lediglich für eine Vorlehre empfehlen. Worauf Tesfay die Nummer jener Person herausuchte, die bei der Stadt für Brückenangebote zuständig war. Sie rief den Herrn an, bekam einen Termin und unterhielt sich eine halbe Stunde lang mit ihm. Am Ende schickte dieser einen Brief an Tesfays Sozialberaterin: Frau Tesfay sei mit ihren Deutschkenntnissen sehr wohl für eine Lehre geeignet. Während der Ausbildung arbeitete die alleinerziehende Mutter tagsüber in der Krippe, brachte um acht Uhr ihre Tochter ins Bett und setzte sich um neun Uhr an den Küchentisch, um für die Prüfungen zu lernen.

Vom Kunstlehrer unterstützt

Es war keine einfache Zeit. Doch die 36-Jährige hatte auch Glück, und dies gleich doppelt. Kurz nach ihrer Ankunft lernte sie im Durchgangszentrum einen Kunstlehrer kennen. Er unterstützte sie, wenn sie im Schweizer System wieder einmal auflief. Das andere Quentchen Glück ist 13 Jahre alt und heisst Christina. Durch ihre Tochter habe sie viele Kontakte geknüpft, sagt Tesfay. «Eine Deutschlehrerin hat mir einmal gesagt: Wenn ihr Schweizer kennenlernen wollt, braucht ihr entweder einen Hund oder Kinder.»

Was ein wenig Hilfe von aussen bewirken kann, zeigt das Beispiel von Aforki*. Im Rahmen des Brückenbauerprogramms kümmert sich Ocbe um den 17-Jährigen. Bei den Betreuern galt Aforki als Problemkind: Er hatte aufgehört, zur Schule zu gehen, blieb einmal zwei Wochen lang verschwunden und stritt sich immer wieder mit den anderen Bewohnern des Zentrums. Auch bei Daniel Ocbe brauchte es Zeit, bis Aforki Vertrauen fasste. Mit dem Teenager schon nur Kontakt aufzunehmen, war schwierig.

«Er sagte, er habe keine Telefonnummer.» Wenn es dann zu einem Treffen kam, gab Aforki kaum Antwort.

Ocbe gab nicht auf. Er erzählte, wie es ihm gegangen war, als er in die Schweiz kam. Und machte Aforki klar, dass er ohne Deutsch nicht weiterkomme. Langsam schienen die Gespräche Wirkung zu zeigen. Aforki erzählte Ocbe, dass er gar nicht so sei, wie alle meinten – kriminell, aggressiv, eine schlechte Person. «Nach einer Weile gab er mir dann auch seine Telefonnummer.» Eines Tages meinte Aforki plötzlich, er wolle eine Lehre machen. Ocbe lächelt, er freut sich über den Fortschritt. Und über den Enthusiasmus seines Schützlings. «Vor kurzem hat er noch die Schule geschwänzt – jetzt kann es ihm gar nicht schnell genug gehen.»

Er unterstützt Aforki weiterhin – und mahnt ihn zu Geduld. Schliesslich hatte Ocbe selber ein Jahr lang Bewerbung um Bewerbung geschrieben. Und Absage um Absage erhalten. Erst seit kurzem trägt er, worauf er so lange hingearbeitet hat: Einen grauen Pullover mit dem Namen seiner Firma darauf. Berufskleidung.